

WILHELM MICHEL
GESTALTEN DER ANGST

1. Angst

Unter den großen Erweckerinnen des Menschengeschlechts steht in vor-derster Reihe die Angst. Angst, d. i. Engegefühl, entsteht da, wo wir in die Enge getrieben sind. Das geht ganz allgemein so zu, daß etwas Fremdes auf uns eindringt und den Raum um uns, den wir kennen und beherrschen, verkürzt. Angst setzt also voraus, daß etwas Fremdes uns entgegensteht. So viel „Fremdes“ ein Mensch hat, so viel Angst gibt es für ihn, abgestuft nach der Nähe oder Ferne vom Menschen, in der das Fremde auftritt.

Angst sagt aber zugleich, daß diese Enge nicht sein soll; sie versieht das Engegefühl mit negativem Vorzeichen; sie bezeichnet es deutlich als unerlaubt. Angst ist also, einen Schritt weiter definiert, eine Mahnung, aus einer unzulässigen und unnötigen Enge herauszukommen; es gibt vielleicht kein Gefühl, das so deutlich das Stigma des Unschicklichen, des nicht zu Duldenden an sich trägt, wie die Angst.

Wie geschieht aber das Herauskommen aus der Enge? Es geschieht so, daß das herandringende oder entgegenstehende Fremde in Bekanntes verwandelt wird. Fremd ist das, woran ich keinen Teil habe. Fremd ist das, was ich nicht verstehe. Da aber die große Kraft des Verstehens die Liebe ist, ist alles fremd, was wir nicht lieben. Die Bibel hat für das, was wir in engerem Sinne *den* Liebesakt nennen, dasselbe Wort wie für das höhere Verstehen: Erkennen.

Daraus ergibt sich: Angst ist die Folge von Nicht-Lieben; sie wird aufgehoben durch Liebe, weil diese das Fremde in Bekanntes verwandelt. Angst ist geradezu Strafe für Lieblosigkeit. Sie ist das Warnungszeichen, daß der Geängstete die Liebeserkenntnis nicht in dem Maße geübt hat, das ihm gebührt. Erst die ausgewirkte Liebe hebt die Enge auf und gibt dem Geängsteten den Lebensraum, der ihm angemessen ist. Der größte Liebende hat am wenigsten Angst.

Angst ist daher die Krankheit der Ich-Befangenheit in allen ihren Gestalten. Sie ist aber auch die heilende Krise und die wegweisende Erschütterung. Man darf nicht ohne weiteres sagen: Angst entsteht da, wo ein Ich sich auf sich selbst und seine nächste Umgebung beschränkt. Denn es gibt Wesen, sogar Menschen, die auf einen engen Ich-Raum angelegt sind. Angst entsteht vielmehr stets aus einer Spannung; da

nämlich, wo ein Wesen auf einen großen Lebensraum angelegt ist und trotzdem von der Ich-Befangenheit nicht loskommt. Ist die Angst die Folge eines Versagens, ja einer Sünde, so ist sie zugleich eine Art von Auszeichnung; denn sie besagt, daß an diesen Geängsteten Ansprüche ganz besonderer Art gestellt sind; Ansprüche von einem Ausmaß, das ein Versagen zunächst fast notwendig nach sich zieht. Angst ist das Anzeichen einer Berufung zu besonders breitem Lebensraum. Sie ist die Verkündigung eines größeren geistigen Schicksals. Sie gehört mehr zur Pathologie des bedeutenden Menschen als des durchschnittlichen; sie ist eine aristokratische Krankheit.

Vor allem ist sie eine vorwiegend männliche Krankheit. Der eigentlichen Weltangst dürfte die Frau nur sehr selten verfallen sein. Da der Frau gemeinhin die Welt durch Liebe bekannter ist als dem Manne, pflegt sie viel seltener als dieser unter der totalen Verfremdung zu leiden. Für den Mann aber ist die enge Bindung an das Ich der fast unvermeidliche Ausgangspunkt. Er verfällt daher unausweichlich der Angst, und zwar um so entschiedener, je bedeutender er angelegt ist. Das Weibliche an sich ist völlig angstlos, weil völlig liebend. Das Männliche an sich ist lauter Angst, weil völlig unliebend, welt-fremd und ich-befangen. Das denkwürdige Menetekel der ungemischten Männlichkeit ist Heinrich von Kleist: der Angstmensch schlechthin, der große, sagenhafte, verehrungswürdige Erdulder der bedingungslosen Weltfurcht, der mutigste Feigling, der je gelebt hat. Auch Strindberg in seiner barocken Männlichkeit wird zu einem großen Zeichen für den innigen Zusammenhang zwischen Nicht-Lieben, Männlichkeit und Angst. Später wußte er: „Tröstet euch also und seid stolz auf die Gnade, die euch allen bewilligt ist, die ihr von Schlaflosigkeit, Alpdrücken, Erscheinungen, Angstzuständen, Herzklopfen heimgesucht und gemartert werdet. Numen adest. Gott verlangt nach euch.“

Daher ist es recht gesagt, daß ein Weib dem Sokrates die Lehre vom Liebesverstehen der Welt verkündigt habe und daß das Ewig-Weibliche uns, die Männer, hinanziehe.

Aller Angst liegt die Abwehr gegen die Aufgabe des Ichs zugrunde; aber alle Angst ist zugleich die Mahnung, das große Wagnis dennoch zu wagen. Letzten Endes ist alle Angst der Todesangst verwandt, weil Sterben der objektivste Akt jedes Wesens, totales Aufgeben des Ichs,

also „Liebeshandlung“ und Verstehensakt im ernstesten Sinne ist; eine Anforderung, der wir alle nicht oder nur mangelhaft gewachsen sind.

Selbst in jenem höchsten Falle, in dem ein Lieben, das die Fremdheit der ganzen Welt überwinden wollte, geradeswegs zum freiwilligen Opfertod wurde, ging es nicht ohne Angst ab. „Es ward aber sein Schweiß wie Blutstropfen, die fielen auf die Erde.“ Die Angst ist nicht zu umgehen, wo es sich um die Überwindung der äußersten Fremdheit handelt: der größten Liebe muß die größte Angst vorausgehen. Aber von Ihm wurde die größte Angst als Durchgang zur größten Liebe erkannt und durchlitten; das ist der Kernpunkt, auf den es hier ankommt. Der Ablauf war, wie immer; aber die Folgerung aus der Angst ward beispiellos richtig gezogen. Seitdem ist das eigentliche Beschwörungszeichen der Angst das Kreuz. Es wiederholt ewig: Liebe tötet die Angst. Kleine Liebe tötet die kleine Angst. Große Liebe, die selbst vor der buchstäblichen Hingabe des eigentlichen Lebens nicht zurückschreckt, tötet die große Angst. Das wird auf niederen wie auf höheren Ebenen erfahren.

Zwischen der Tiefe und der Höhe steht die Angst mitten inne. Zweigestaltig weist sie auf die unteren und auf die oberen, göttlichen Schichten unseres Wesens. In der Angst vollzieht sich die Auseinandersetzung der beiden Welten, denen wir angehören; und zwar wird diese Auseinandersetzung stets, auch beim Verbrecher, durch einen Anruf der *göttlichen Stimme* in Fluß gebracht. Insofern ist Angst die eigentliche Bestätigung, ja die plastische Darstellung der menschlichen Situation. Sie ist die zentrale Erscheinung unseres Lebens. Sie teilt mit gewissen leiblichen Erkrankungen die Eigenschaft, heilende Krise, Abbau einer vorher bestehenden pathologischen Lage zu sein, nicht Krankheit „an sich“ (wenn es das überhaupt gibt). Am klarsten von allen seelischen Erscheinungen weist die Angst darauf hin, daß menschliches Leben keine naturgesetzliche, sondern eine tragische Harmonie ist. Wir müssen die Angst anerkennen; denn Angst hat ein Ziel: sie hat unsere Erweckung und Verwirklichung, unsere Wiederherstellung und Ernüchterung, sie hat *uns* zum Ziel.

2. Jugendliche Todlust

In jenen Jahren hatte sich eine erste echte Religion in mir ausgebildet. Sie war finsterer und bedrückender Art, daneben vage und wenig zu Bildern und Namen geneigt; eine panisch geartete Frömmigkeit, wie

mir schien, die mir in der Hauptsache als metaphysische Anfeindung meines Lebens und des Lebens überhaupt fühlbar wurde. Das erste echt religiöse Gefühl, dessen ich mich erinnere, ist das einer unerträglichen Bedrohung durch göttliche Widersacher; seinen mythologischen Widerschein fand es in den alten Religionen Vorderasiens. Dazu gesellten sich Anklänge an die Pan-Vorstellungen der Spätantike; auch die Gestalt des Dionysos Zagreus wurde mir persönlich wichtig, wie ich denn mit ungelenker Hand alle mythologischen Vorstellungen aufgriff, in denen sich das Leben zu brechen, zu verneinen schien.

Ich nenne diese Religion „echt“, weil mich mindestens jene göttliche Erbitterung gegen das Leben persönlich sehr stark anging. Über meine eigene Exponiertheit konnte kein Zweifel herrschen. Sie war so, daß ich täglich Verzweiflungsstunden mit stockendem Atem und tödlicher Vereisung meines Innern durchlitt. Der Inhalt dieser Verzweiflung war, daß ich ein individuelles, ein besonderes und geformtes Dasein lebte, welches der „Gott“ nicht dulden konnte, ja, das ich selbst als durchaus unerlaubt und denkerisch unmöglich verwerfen mußte. Man war verpflichtet, sich völlig und buchstäblich dahinzugeben; man „sündigte“, indem man in seiner bestimmten Form verharrte. Wirklich war nur der endlos kreisende Weltwirbel; das Recht auf eine eigene, abgetrennte Existenz mußte ich mir selbst absprechen. So mußte ich alltäglich stundenlang ohne meine eigene geistige Ermächtigung weiterleben.

Es ist unter Umständen möglich, eine Zeitlang ohne den eigentlichen *Affekt zum Leben* auszukommen. Aber die vollkommene Ablösung des *Geistes* vom eigenen Leben schafft eine schlechterdings unerträgliche Situation. Akte einer geistigen Billigung müssen jedes Leben begleiten. Es läßt sich denken, daß der Geist das Leben aktiv *bekämpft*, wie es beim Buddhisten geschieht. Aber unhaltbar wird die Lage, wenn der Geist das Leben nicht mehr *versteht*; denn der Geist, der das Leben wirklich nicht mehr versteht, hält es in der Bindung an den lebenden Leib nicht aus; ihm ist diese Bindung ja nicht bloß qualvoll und ärgerlich, sondern unmöglich, ja noch mehr: un-wirklich, nichtseiend und vernichtend. Beim Auslassen aller geistigen Anhaftungen an das Leben, beim Aufhören der letzten geistigen Sanktionen des eigenen Daseins wird der Mensch zum realen Gespenst: zwar bewohnt der Geist noch seinen Körper, aber dieser Körper ist infolge des Zerschneidens aller inneren Zusammenhänge reine

Maske, Aufbau ohne jede Realität; er ist, er bedeutet etwas anderes als einen lebenden Menschen. Ein Dämon ist in einen zufälligen stofflichen Plunder gefahren, den er wie eine Puppe handhabt, ohne eine andere Beziehung zu ihm zu besitzen, als die einer mit Ekel gemischten Verachtung – dies etwa ist die Situation, die in solchen extremen Fällen ertragen werden muß.

Dieses leere, entgeisterte Dahinleben war Monate hindurch mein Schicksal. Der Geist in mir stand der Tatsache meines Existierens radikal verneinend gegenüber, und trotzdem dauerte dieses Existieren fort, weil die Lungen noch atmeten und das Herz noch schlug. Ich lebte trotz des Widerspruchs meines Geistes; ich führte in einer kalten Wut, ohne jede Erlaubnis, ein verbotenes, stündlich angefeindetes, unsinniges Dasein, das bloß noch vom stofflichen Leib gewährleistet war. So kann der Leib des Menschen letzter Freund sein. Alles, was zum „Ich“ gehörte, war entweder „gestorben“ oder strebte doch dem Tod mit Begierde entgegen. Totsein war Notwendigkeit; göttlich geforderte und vom „Ich“ durchaus anerkannte Notwendigkeit. Leben war Sünde; der Gott wollte, daß alles in ihm buchstäblich versank. In jeder der engen Studentenbuden, die ich bewohnte, verwandelte sich das Fensterkreuz vor dem halb erhellten Himmel Nacht für Nacht in ein strenges Gesicht mit herrisch eingekniffenen Augen; der Blick dieser Augen lag monatelang strafend auf mir. Alles hatte gegen mein Leben Recht.

Die Frage lautet nun: Was ist es, das sich da in einem jungen Menschen vom Leben abkehrt? Ist es nicht äußerst befremdlich, daß sich in einem Menschen, der weder körperlich noch geistig krank ist, der Lebenswille derart umwendet, daß er sich mitten im hellen Tag der Sonne zum Tode verpflichtet fühlt? Ja, daß tatsächlich das Leben in ihm abstirbt und er, im Besitz einer unangegriffenen Körperlichkeit und bei völlig intakten Geistesfunktionen, ein gespenstisches Dasein weiterführt, wie einer, der seinen eigenen Tod überlebt hat? Wer um Rat angegangen wurde (was indes sehr selten vorkam, weil ein solcher Mensch vor allem die Sprache verliert und sich nicht mitteilen kann), der verwies derlei Zustände in das Bereich der vorgespiegelten oder eingebildeten Dinge. Sie wurden mit verlegenem Lächeln abgelehnt oder entrüstet ignoriert; es „gab sie nicht“, sie waren im tiefsten Sinne unerlaubt. Aber sie behielten trotzdem ihre erdrückende biographische Realität; nur wurden sie durch diese

allgemeine Ablehnung überdies noch zur Schuld gestempelt. So mußte von unerfahrenen Schultern eine doppelte Last getragen werden.

Nochmals: was ist es, das so gewaltsam in ein intaktes Leben einbricht und ihm von innen her mit unzweifelhafter Autorität den Tod gebietet?

Sind es Dämonen, die gleich den Verbrechern, die den Kindern auf-lauern, gerade die *jungen* Seelen anfallen? Oder gibt es in uns ein Ver-hältnis zum Tod, das in unserer Seele neben dem Lebenstrieb steht und in den unbewachten Jahren der Jugend sich unvermerkt an die erste Stelle schiebt?

Bleibt etwa in den Zellen oder Atomen unseres Körpers eine Verliebt-heit ins Anorganische lebendig? Streben sie, gleich den Individuen im Staat, aus der Ordnung des Ganzen geheim heraus? Und kann dieses anarchische Streben sich zu Zeiten so summieren, daß der Aufstand gegen die Form bis tief ins Bewußtsein hinein gespürt wird?

Oder muß diese Todeslust, die ja bezeichnenderweise gerade beim Aufwachen des *Geistes* im Menschen auftritt, als eine Abwehr unserer *Natur* gegen den Geist, als eine Feigheit vor dem Geist betrachtet werden? Ist sie eine versuchte Fahnenflucht, etwa wie die Flucht der alten Pro-pheten vor der Furchtbarkeit der göttlichen Berufung? Wittert die Natur in dem auftretenden Geist ihren unversöhnlichen Feind und sucht sie sich vor den drohenden Konflikten in den Tod zu retten?

Oder ist diese so deutliche Empfindung des Gestorbenseins und des gespenstischen Weiterlebens der ungeheuer vergrößerte Reflex eines tatsächlichen Ereignisses, nämlich jenes Übergangs vom Kinde zum Mann, den man ja öfters in bildlicher Sprache als „Tod des Kindes“ und „Auf-erstehung des Mannes“ bezeichnet hat? Es wäre denkbar, daß eine so große, gewagte Verschiebung, wie sie hier erfolgt und die eine alte Ord-nung völlig zerbricht, eine Melancholie der Umordnung zur Folge hat; denn es geht nirgends etwas Altes zugrunde, ohne daß ihm eine Liebe trauernd und verzweifelnd in den Tod nachfolgt.

Oder stammt diese Tendenz zum Tode nicht aus der Natur in uns, sondern aus dem Geiste? Fühlt der Geist nicht seine Entnommenheit aus der Allfülle? Und strebt er etwa nach ihr zurück? Ist ihm die Indivi-duation nicht ein metaphysischer Skandal? Trägt er nicht die Anbin-dung an das Stoffliche als eine Schmach, als eine *capitis diminutio*, aus der er sich je eher, je lieber wieder in das Reich seines Ansichseins empor-

reißt? Liegt die jugendliche Todlust demnach auf derselben Linie, wie die Absage der Gnosis an die Vermengung von Geist und Stoff? Kommt sie aus einem Reinbleibenwollen des Geistes, der die Tatsache der Schöpfung nicht anerkennen kann, weil ihr auf Schritt und Tritt die unschickliche, vernichtende Verknotung von Geist und Materie zugrunde liegt? Der Geist wacht in einem jungen Menschen auf, wie Einer, der in einem Palast schlafen ging und in einem finsternen Verlies voll Ekel und Unflat wieder zu sich kommt; fortan geht sein ganzes Trachten darauf, den Ausgang zu gewinnen. Die jugendliche Todlust würde also ihre Quelle darin haben, daß der Geist die Verbindung mit Leib und Welt nicht anerkennen kann. Er läßt die Natur los, um seinen Heimweg zu suchen. Dadurch entfesselt er aber zugleich in der sich selbst überlassenen Natur die große Zerfallstendenz; denn die vom Geiste losgelassene Natur kann nichts Anderes tun, als auf dem kürzesten Wege ins Anorganische stürmen. Mit der Absage an die Verbindung treten also gleichzeitig *zwei* Todestendenzen auf und bringen das Gebäude bis zu den Grundfesten ins Wanken.

Ich glaube, daß das, was hier in Fragen ausgebreitet wurde, tatsächlich schon die mir mögliche Antwort enthält. Das heißt zunächst, daß das Anstößige, der Grund des Konfliktes in jener Verknotung von Geist und Materie liegt und daß dies eine Verknotung von echten, wesenhaften, nicht etwa bloß in der menschlichen Betrachtungsweise auftauchenden Kontrasten ist. Andernfalls könnte sich die Befremdung des Geistes vor diesem andern, naturhaft-stofflichen Element nicht so unzweideutig äußern, wie es die Jugend immer wieder erfährt; eine Befremdung, die vom bloßen Staunen und Betroffensein bis zu Schrecken, Abscheu, Ekel und Grauen alle möglichen Grade durchläuft. Unzweifelhaft persönlich tritt der Geist eines Tages im jungen Menschen auf, unzweifelhaft persönlich verhält er sich in der Auseinandersetzung mit dem unbekanntem Partner, den er hart neben sich vorfindet, oder mit der Situation, in die er sich hineingestellt sieht. Er äußert sogleich bei seinem Auftreten Ansprüche, Bedürfnisse ganz bestimmter Art, und sie sind von allen Ansprüchen und Bedürfnissen, die dem jungen Menschen bis dahin geläufig waren, grundsätzlich verschieden. Mir wurde das in meinem achtzehnten Lebensjahr eines Tages deutlich durch die Betrachtung eines gefüllten Wasserglases, das vor mir auf dem Tische stand. Ein Sonnenstrahl von

draußen fiel gerade auf das Glas. Ich sah das Licht durch die geschliffene Wandung und das Wasser gehen. Ich sah die zahllosen Brechungen, die farbigen Linien, die vielfach abgestuften Schatten und Lichter auf dem Tischtuch. Angesichts der Fülle dieser Erscheinung befahl mich nun plötzlich eine quälende metaphysische Verlegenheit. Tausendmal hatte ich vor solchen und ähnlichen Objekten gestanden, und immer hatte mir die sinnliche Auffassung durch das Auge genügt. In diesem Augenblick genügte sie mit einem Male nicht mehr. Ich fühlte, es kam auf eine *andere* Art der Apperzeption an, auf ein geistiges Begreifen, ein Verstehen. Ich merkte, daß ich das Ding vor mir nicht verstand. Was ich an Peinlichem empfand, lag weitab von jeder Wißbegierde. Es war so, daß meine Welt an der Stelle dieses Glases eine schwarze Lücke hatte und ich an diesem Punkt geradeswegs in das Nichts hinaussah. Ich empfand die Verpflichtung, die Erscheinung mit dem einzigen geistigen Werkzeug (denn nur um ein solches durfte es sich jetzt handeln), das ich hatte, mir anzueignen; nämlich mit dem Verstand; d. h. ich fühlte mich mindestens verpflichtet, die Erscheinung mathematisch und physikalisch nachzurechnen. Zugleich ward mir aber klar, daß dies erstens unmöglich sei und daß es zweitens immer noch nicht zu dem „Verstehen“, das mir auferlegt war, führen würde. Der Vorgang endigte damit, daß ich das Glas ergriff und mir aus den Augen stellte. Aber noch geraume Zeit stand ich unter der Pressung einer tiefen religiösen Scham, einer Art von Schwindel- und Schuldgefühl, weil ich dieser Erscheinung nicht gewachsen gewesen war.

Ich fasse dieses Erlebnis so auf, daß in ihm der besondere Anspruch des erwachenden Geistes deutlich hervortritt; zugleich aber auch so, daß sich in ihm das fehlerhafte Angreifen des Geistes zeigt, welches notwendig zum Mißerfolg, d. h. zum Nichtverstehen der Verbindung Geist-Stoff und zu ihrer Mißbilligung seitens des Geistes führen muß.

Ist diese Ausgangslage einmal gegeben, so kann der Geist seine hohe Abkunft nur noch darin bewähren, daß er mit den schärfsten Mitteln um seine Reinheit, also um die Aufhebung der Bindung an das Stoffliche ringt. Kein Kompromiß ist ihm dann mehr erlaubt. Er *muß* die Rückkehr antreten, er muß die Natur loslassen. Seine letzte Ehre kann dann nur noch im radikalen Zerstören bestehen. Daher die dunkle Schönheit und Würde, die im Zerstören hervortreten kann: es ist die letzte Tat, durch die der Geist seinen hohen Rang verteidigt. Soweit in dieser Lage

der Geist überhaupt noch ein Gefühl für seinen Wert hat, kann es sich nur in der Vernichtung, also auf radikal „böse“ Weise, betätigen.

Es sei denn, daß das Nichtverstehen der Verbindung hintennach noch beseitigt würde.

Die Frage ist, wie es zu diesem Nichtverstehen kommt. Denn hier liegt offenbar der Angelpunkt des ganzen Konflikts: er liegt nicht in der Verknotung an sich, wie oben vorbereitend gesagt wurde, sondern darin, daß der Geist diese Verknotung nicht versteht und deshalb vor ihr scheut. Wie kommt aber dieses Scheuen, dieses Nichtverstehen zustande?

Es kommt so zustande, daß der Geist beim Erwachen sogleich bei *sich* anfängt und aufhört, *sich* zum Ausgangs- und Endpunkt, zur Forderung und zum Maßstab macht, daß er sofort sein großes analytisches Verfahren beginnt und daher immer nur sich, nicht die Welt gewinnen kann. Wie sollte er nicht? Er findet ja zunächst nichts Haltbares vor außer sich. Er muß sich an sich halten, weil er nicht anders kann und darf. Gesetz, Urteil, Maßstab ist ja nur bei ihm. Führung, Wertung, Billigung und Verwerfung, Leben, Ordnung, Bewußtsein – alles das gehört ihm allein. Es ist ihm Aufgabe oder vielmehr *Wesen*, lieblos zu sein; er darf nicht einmal den Versuch unternehmen, das Gärende, Dunkle, unbehilflich Lastende um ihn her zu verstehen. Er *hat* nicht Intransigenz, sondern er *ist* Intransigenz. Er ist, ob auch ins tiefste Leiden gestürzt, lauter Selbstgenügen. Wie sollte er dazu kommen, sich mit jenem dunklen Element zu vertragen? Etwa aus Rücksicht auf das Leben? Aber was liegt ihm am Leben? Ist das Leben gegen des Geistes Gesetz, so muß es ohne eine Sekunde Zögerns verworfen werden.

Jugendliche Todlust ist das Verwerfen des Lebens aus dem intransigenten Selbstgenügen des eben erwachten Geistes. Sie ist das erste klare Ergebnis des Idealismus, sie ist seine Zusammenpressung zu giftiger, todbringender Dichtigkeit. Geist, auf sich selbst gestellt, muß unausweichlich in radikales Nichtverstehen der großen Verknotung fallen. Er ist das einzige wirkliche Intransitivum, das es gibt, er muß die Bindung rückgängig machen und das Ideal seiner Reinheit durch die Wiederherstellung der uranfänglichen Trennung buchstäblich verwirklichen.

Von hier aus muß aber nochmals ein Schritt zurück getan werden. Der Angelpunkt des Konflikts, wurde gesagt, liegt nicht in der Verkno-

tung, sondern darin, daß der Geist diese Verknotung nicht versteht. Als Ursache dieses Nichtverstehens ergab sich dann die Intransigenz, das schroffe Selbstgenügen, das der Geist sogleich bei seinem Erwachen im jungen Menschen zeigt.

Aber die Ursache dieses Selbstgenügens?

Hier ist, wie mir scheint, das Blickfeld verstellt. Denn mit Menschen-
gedanken ist nichts anderes aufzufinden, als daß dieses Selbstgenügen mit *Notwendigkeit* auftritt. Wo sollte eine Möglichkeit liegen, daß der erwachende Geist sich *nicht* sofort zum Anfang und Ende, zum Gesetz, ja zum alleinigen Sein aufwirft? Er kann nicht anders, als ewig „Ich“ zu sagen. Woher sollte ihm beim Erwachen ein „Wir“ oder ein „Du“ kommen? Indem der Geist sich sogleich beim Auftreten als einen Punkt („Ich“) nimmt, ausdehnungslos, beziehungslos, zeitlos, unentstanden, ohne Pflicht, nur Gesetz und reines Sein – begeht er ein nach Menschenurteil Unvermeidliches; er erfüllt ein Schicksal von weither. Er ist, wenn er geboren wird, unentrinnbar Rebell, und das Schicksal, in das er eintritt, hat nur den Sinn, ihn zum Gehorsam zurückzubringen.

Denn der Geist im Menschen ist nicht Urheber seiner selbst, ist nicht Beginn und eigenes Gesetz, ist nicht Alleinsein und Selbstgenügen. Sondern er ist abgeleitet aus der Fülle des Geistes; die Bindung, in die er gestellt ist, unterliegt nicht seinem freien Urteil, sie ist ihm als Pflicht auferlegt. Das Ideal seiner Reinheit besteht nicht in der selbstgewählten Herauslösung aus den Verknüpfungen, es besteht nicht im eigenmächtigen Loslassen der Natur, sondern es besteht im umfänglichen Gehorsam, in der Erfüllung seiner Pflicht, die ihm den Weg durch die Bindungen hindurch, nicht um sie herum vorgeschrieben hat. Ist für den sich selbst genügenden Menscheng Geist kein irgendwie geartetes Eingehen auf den dunklen, stofflichen Partner denkbar, so ist erst recht kein Gesamtgeist denkbar, der *nicht* auf den Stoff eingeht. Geist, der nicht schafft; Geist, der nicht Liebe ist; Geist, der eine tote Masse unter sich ruhen läßt; Geist, der nicht alle Räume des Seienden wirkend durchdringt; Geist, der sich spart, einschränkt, zurückhält, der sich wohl gar vor der Materie fürchtet – hält dieser Gottesbegriff der Gnosis (auf den sich alles Selbstgenügen des Menscheng Geistes insgeheim bezieht als auf die obere Heimat, die durch Zerstörung der Verknotung zu erringen ist) hält dieser Gottesbegriff vor irgendeiner menschlichen Denkweise *im*

Ernste stand? Er ist nichts als das nach oben projizierte Rebellentum. So wenig die Abtrünnigkeit des Menschengesistes eine Fiktion ist, so sehr ist dieser nicht liebende, nicht schaffende, sich sparende Gesamtgeist eine Fiktion, die das Unterste zu oberst kehrt. In die Fülle gehen, in die Heimat und in die Reinheit gehen kann daher für den Menschengesist nicht heißen: der Verknotung, der Welt den Rücken kehren; so wenig wie nach der Auffassung der großen Religionen die Heiligkeit Gottes darin besteht, daß er die Welt losläßt.

3. *Der Hausteufel*

Der einzige dunkle Punkt in der Reihe dieser Erlebnisse ist eine Art Besessenheit, die sich schon sehr frühe, etwa von meinem fünfzehnten Lebensjahr ab, bemerkbar machte; also zu einer Zeit, in der von primären geistigen Erfahrungen oder auch nur von wahrhaftem geistigem Leben noch keine Rede war. Sie bestand in folgendem: Jedesmal, wenn sich mein Inneres zur Gebetshaltung anschickte, stand ein Etwas in mir auf und kämpfte mit wütenden Lästerungen, ja mit ausgesprochenen Schimpfworten dagegen an. Es wäre der Mühe nicht wert, von einer solchen inwendigen Gegenbewegung gegen eine im Augenblick dominierende Bewußtseinshaltung zu sprechen, wenn nicht diese Gegenbewegung mit einer auffallenden Selbständigkeit und Sinnfälligkeit, gleich einer „äußeren“, dämonischen Verlautbarung vor sich gegangen wäre. Es war ein innerer Gehörseindruck: unflätige Lästerreden gegen Gott, halluzinatorisch deutlich, polternd, grob und mittelalterlich stilisiert, ausgehend wie von einem fremden Wesen, das ich von „mir“ deutlich unterschieden fühlte. Ich nenne dies den einzigen dunklen Punkt, weil nur in diesem Falle eine gleichsam „äußere“, von dritter Seite stammende Einwirkung geschah, die sich in fast lächerlich derber, ungezogener Art zwischen Gott und mich drängte. Mein Ich blieb dabei unangetastet, es blieb wehrhaft und unzersetzt. Während sämtliche anderen Angriffe, Ängste, Verzweiflungen, Anfechtungen darauf hinausliefen, mein Ich zu zersetzen und mich gleichsam vom Rücken her anzufallen, blieb dies ein plumper Frontalangriff, der „mich“ im vollen Besitz und freien Gebrauch meiner Waffen antraf. Deshalb ertrug ich ihn relativ leicht: er ging „mich“ nichts an, er fiel „mir“ nicht zur Last. Obschon die Wirkung dieser dämonischen Gegenwehr (die sich nur gegen das kindliche Sichhin-

geben an Gott wandte und im übrigen alle Arten des Aufschwungs, der Weltliebe, der Verehrung ertrug) sehr störend war, obwohl sie vielleicht schuld daran ist, daß mir lange Zeit das plastische, als Gebet geformte Reden mit Gott fremd geblieben ist, lernte ich sie ertragen wie das Knurren eines bösen Haushundes: er lag in der Ecke und gab von Zeit zu Zeit seine zornigen Laute von sich, aber das Leben im Hause ging schließlich doch seinen Gang. Es war eine Anfechtung in sehr altertümlichem Stil, ein Hausteufel in Holzschnittmanier, ein Höllengeist von praller, ungeschlachter, tierischer Körperlichkeit, der mir aber trotz der unzweideutigen, bösen Dämonie seines Wesens mehr erschreckte Verlegenheit als eigentliche Qual bereitete.

Mein Verhältnis zu diesem Hausteufel gestaltete sich im Laufe der Jahre sonderbar genug. Ich sagte schon, daß sein erstes Auftreten noch fast in die Kinderzeit fällt; aber noch Jahrzehnte später machte er sich durch ein gelegentliches Knurren, Lästern und Rumoren bemerkbar. Da er sich gegen das Gebet (und *nur* gegen dieses) wie gegen eine Gefahr zur Wehr setzte, übte ich in diesem Punkte gleichsam Vorsicht. Ich behandelte ihn wie ein unvernünftiges Tier, das gezähmt werden soll, mehr schonend als gewaltsam, mehr mit List als mit offenem Zwang; denn ich hätte fürchten müssen, ihn durch offenes, wohl gar leidenschaftliches Entgegentreten nur noch mehr in seine Wildheit zu scheuchen. Für dieses mildere Verfahren sprach vornehmlich, wie gesagt, der Umstand, daß der Hausteufel die Souveränität meines Ichs unangetastet ließ; aber außerdem noch eine geheime Erwägung, die ich nicht ganz abweisen konnte. Der Hausteufel mußte wohl zunächst aufgefaßt werden als eine Gegenwehr gegen die Überantwortung des Menschen an die oberen Mächte. Sein Widerstand hatte zum Ziel, den Menschen von der höheren Erschwingung fernzuhalten; bei jedem Teufelspakt der Legende wird dem Menschen zunächst das Gebet untersagt. Aber war es nicht möglich, daß der Widerstand noch einen tieferen Sinn hatte; nämlich den, vor eilfertigen, unziemlichen, unerlaubten Gebetswagnissen zu warnen? Konnte der Hausteufel nicht die Aufgabe haben, den Menschen im geeigneten Moment nachdrücklich an das Finstere und Niedrige in seinem Wesen zu mahnen und ihn so vor jeder Illusion über sein wahres Verhältnis zu den oberen Mächten zu bewahren? Gewiß verfolgte der Dämon zunächst bloß *sein* Interesse; er suchte die Gottferne des Menschen dar-

zutun und zu erhalten. Aber da er das Ich unerschüttert ließ, blieben auch die Kräfte frei, die auf eine Überwindung dieser Gottferne hinarbeiten konnten; ihnen zeigte der Dämon geradezu die Aufgabe, die ihrer harrte. Sein Poltern und Lärmen, von ihm aus völlig „böse“ gemeint, wirkte so im Enderfolg gegen den Selbstbetrug, gegen ein überstürztes, ungesichertes Weitergehen mit unerledigten feindlichen Positionen im Rücken. Es spielte die wichtige Rolle des inneren Widerspruchs, der niemals bloße Hemmung, sondern stets zugleich eine Mahnung an unterlassene Arbeit, eine Mahnung an das Ganze und *Tatsächliche* der Situation ist. Der Teufel überhaupt ist nüchtern. Er stützt sich stets auf das, was *ist*, und haßt das, was *sein soll*. Damit aber wirkt er, wo die oberen Kräfte im Menschen frei bleiben, mittelbar zum Rechten.

Aus diesem allem mag es sich erklären, daß mein Verhältnis zu meinem Hausteufel zeitweise eine fast gemütliche Färbung annahm: er war immerhin ein Wesen, das unverstellt und offen seiner Natur gemäß handelte, und das man deswegen nicht hassen, sondern höchstens zähmen oder unschädlich machen durfte. Er hatte bei aller unzweideutigen Bosheit etwas, das ich beinahe gutmütig nennen möchte; denn nichts, was seinen Charakter klar und unbekümmert offenbart, kann der Mensch ganz und gar verwerfen.

Der Dämon ward schließlich in gewisser Weise zum Gesinde des Hauses gezählt, als ein koboldischer spiritus familiaris, dem es oblag, das Böse derb und eindeutig zur Geltung zu bringen, damit es im Bilde des Ganzen nicht fehle und nicht vergessen werde. Er lieferte den Schatten zum Licht. Er war nicht reiner Eindringling, er hatte ein Bürgerrecht im Haus, er gehörte dazu, wie Loki zum Haushalt der Asen. Wenn das „Beknurren des Guten und Schönen“ (Faust I, zweite Studierzimmerzene) seine Arbeit war, so war nicht zu leugnen, daß er sie treu und redlich verrichtete.

Am Hausherrn lag es, ihm in geeigneter Weise entgegenzutreten. Das durfte nicht so geschehen, daß er ihn vor die Türe zu werfen versuchte, sondern er mußte ihn an die Kette legen und ihn dann unschädlich zu machen suchen. Das konnte nur so erfolgen, daß er ihn als Warner nahm, als Mahner, sich um das Böse im Hause ernsthaft zu kümmern; daß er Heiliges nicht unschicklich aussprach; daß er sich in keine unbegründete Sicherheit einwiegen ließ; daß er nicht jede leichte Seelen-

regung nach oben hin schon für Verdienst und Vortrefflichkeit nahm. Wenn Faust in der zitierten Studierzimmerszene sagt:

Es reget sich die Menschenliebe,
Die Liebe Gottes regt sich nun –

dann wird der im Pudel verborgene Hausteufel unruhig. Wenn Fausts Gefühl den Anlauf nimmt „Man sehnt sich nach des Lebens Bächen, Ach, nach des Lebens Quelle hin!“, so kommt vom Pudel ein zorniges Knurren. Der Pudel darf aber nur deshalb knurren, weil Faust hier noch kein Recht hat, die Beziehung zur Höhe irgendwie als gesichert zu betrachten; es ist ihm im Grunde noch nicht erlaubt, die hohen Worte in den Mund zu nehmen. Er verwechselt eine behagliche Stimmung mit Seelenfrieden; er ist in Gefahr, ein ungefähres Sehnen für das erreichte Ziel zu nehmen. Deshalb darf und muß ihn der „tierische Laut“ aus den „heiligen Tönen“ herausschrecken, die seine Seele umfassen; es ist ein Herausschrecken aus einer augenblicklichen, gefühligen Verzauberung, es erfolgt mit Recht und ist der erste Aufruf zum eigentlichen Kampf. Der Pudel meint es unzweifelhaft böse. Auch später, als Teufel, wälzt er alles heran, was dauerndes Versinken im blinden Element herbeiführen könnte. Aber er erreicht das Ziel nicht, weil er den grundlegenden Fehler begeht, Faustens Ich im Kerne unangetastet zu lassen. Das heißt buchstäblich die Rechnung ohne den Wirt machen; es heißt die stärkste aller Gegenkräfte nicht in Rechnung stellen. Nur vom Zentrum aus (was freilich eine absurde Idee ist) könnte der Böse hoffen, zum Ziel zu kommen; in der Opposition, dem freien Ichkern gegenüber, muß er letzten Endes im Sinne der Oberen wirken, weil deren Kraft, wie ich glaube, überall ausreicht, die aktive Umwertung vorzunehmen, die den Angriff in Dienst verwandelt.

Der kosmische Mißerfolg des Bösen erklärt sich daher, daß das Negative niemals die Fähigkeit zum Herrschen hat, weil es sich nie im Zentrum erhalten kann. Es kann nie ein *Ganzes* leiten, bestimmen oder sein; es kann weder ein ganzes Nichts, noch ein ganzes Etwas sein. Gesetzt die Absurdität, es gelänge dem Negativen, einen Augenblick lang ein ganzes Nichts herbeizuführen, so müßte dieses Nichts sich sogleich wieder zersetzen und ins Sein ausbrechen.